

Umverteilungspolitiken : Aneignung und Umarbeitung der begrenzten Ressource "Maskulinität" in lesbischen und transgender Subkulturen

Engel, Antke

2000

<https://doi.org/10.25595/870>

Veröffentlichungsversion / published version
Zeitschriftenartikel / journal article

Empfohlene Zitierung / Suggested Citation:

Engel, Antke: *Umverteilungspolitiken : Aneignung und Umarbeitung der begrenzten Ressource "Maskulinität" in lesbischen und transgender Subkulturen*, in: *Die Philosophin : Forum für feministische Theorie und Philosophie*, Jg. 11 (2000) Nr. 22, 69-84.
DOI: <https://doi.org/10.25595/870>.

Diese Publikation wird zur Verfügung gestellt in Kooperation mit dem Philosophy Documentation Center.

Erstmalig hier erschienen / Initial publication here: <https://doi.org/10.5840/philosophin2000112219>

Nutzungsbedingungen:

Dieser Text wird unter einer CC BY 4.0 Lizenz (Namensnennung) zur Verfügung gestellt. Nähere Auskünfte zu dieser Lizenz finden Sie hier:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.de>

Terms of use:

This document is made available under a CC BY 4.0 License (Attribution). For more information see:

<https://creativecommons.org/licenses/by/4.0/deed.en>

Antke Engel

Umverteilungspolitik: Aneignung und Umarbeitung der begrenzten Ressource Maskulinität in lesbischen und transgender Subkulturen

Die Kessen Väter sind wieder unterwegs in der deutschsprachigen Lesbenzene, *butch/femme* avanciert zu einem beliebten Beziehungsmuster und die ersten *ftm*-Transgender¹ behaupten auch in hiesigen Gefilden ihren Platz in frauenzentrierten Örtlichkeiten. Diese und andere Phänomene, hier definitions-gewaltig als „Maskulinitäten“ bezeichnet, sollen im Folgenden daraufhin befragt werden, wie sie im Verhältnis zur hierarchischen und normativen Zweigeschlechter-Ordnung moderner westlicher Gesellschaften funktionieren. Inwiefern gelingt es lesbischen und transgender Maskulinitäten in wohl etablierte strukturelle Ungleichheitsrelationen zwischen den Geschlechtern einzugreifen und diese umzuarbeiten? Wie könnte eine Aneignung von Maskulinität aussehen, die diese nicht in ihrer Dominanz und Unterdrückungsmacht bestätigt? Wird hierbei ein rigide binäres Verständnis der Geschlechter angefochten? Und entstehen Begehrensrelationen, die heteronormative Muster sprengen? Das

¹ Unter *female-to-male* (hier und im Folgenden: *ftm*) Transgender fasse ich Personen, deren Auffassungen, körperliche Praktiken, Selbstverhältnisse und Existenzweisen den Regeln der Aufteilung der Menschheit in exakt zwei, einander ausschließende Geschlechter widersprechen. Im Rahmen von Transgender als einer subkulturellen Szene und/oder politischen Bewegung, die seit Anfang der 90er v. a. in den USA und westlichen Metropolen an Bedeutung gewinnt und unter ihrem Dach u. a. transsexuelle, transvestitische, *cross-dressende*, intersexuelle Menschen sammelt, können diese Praktiken und Existenzweisen als Anfechtung einer naturalisierten heteronormativen Ordnung sichtbar und lebbar werden. Auch wenn Erfahrungen des *passing* (engl.: angesehen werden als) im gewünschten Geschlecht eine hohe Bedeutung haben, werden hormonelle, operative, kosmetische oder habituelle Transformationen der Körper in diesen Kontexten nicht unbedingt mit dem Ziel einer weitestgehenden binär-geschlechtlichen Vereindeutigung verbunden. Eine solche Vereindeutigung und Vollständigkeit des „Geschlechtswechsels“ [sic!; des -wechsels, nicht der -transformation], wie sie z. B. vom bundesdeutschen Transsexuellen-Gesetz gefordert sind, wird als normative Forderung im Rahmen gesellschaftlicher Macht- und Herrschaftsverhältnisse interpretiert. Für eine Einführung in die Transgender-Bewegung vgl. Genschel, Corinna: Die Formierung der Transgender Bewegung. Von medizinischen Objekten zu politischen Subjekten, in: A. Seeck/A. Pretzel/U. Ferdinand (Hg.): *Verqueere Wissenschaft?* Münster, 1998; Stryker, Susan: The Transgender Issue: An Introduction, in: *GLQ. A Journal of Lesbian and Gay Studies* (4.2) 1998. Hinsichtlich der Begriffsverschiebung von Transsexualität zu Transgender vgl.: Stone, Sandy: *The Empire Strikes Back: A Posttranssexual Manifesto*, in: Julia Epstein/Kristina Straub (eds.): *Body Guards: The Cultural Politics of Gender Ambiguity*, New York 1991.

spezifische Interesse dieses Textes ist es also, Maskulinität nicht als Privatangelegenheit zu verstehen. Sicherlich lassen sich die entsprechenden Praxen und Selbstverständnisse auch als Kämpfe um individuelle Freiheit, selbstbestimmte Geschlechtlichkeit und Sexualität und Verfügungsmacht über den eigenen Körper interpretieren. Sicherlich enthalten sie Dimensionen der Lust, des Begehrens, des Spiels – wie auch des Zwangs oder des Drangs. Hier jedoch sollen sie als Versuche des Eingreifens in gesellschaftliche Machtverhältnisse, als mehr oder weniger gezielte Interventionen, als Strategien in den Blick genommen werden.²

Vorweg gesagt, ich werde die hier aufgeworfenen Fragen nicht beantworten. Vielmehr denke ich, daß sie sich gar nicht beantworten lassen – zumindest nicht, ohne in Generalisierungen oder Moralisierungen zu verfallen, die Differenzen und Widersprüche der Geschlechterartikulationen genauso wenig zulassen können wie die Uneinheitlichkeit hegemonialer Ordnung, die die Artikulationen begrenzt und bedingt.³ Um derartige Effekte zu vermeiden, gilt es anzuerkennen, daß sich Bedeutung – sei es die Bedeutung einer Praxis, einer Äußerung, einer Inszenierung – nicht generell bestimmen läßt, sondern immer nur bezogen auf konkrete Situationen und einen spezifischen Blickwinkel. Bedeutung ist abhängig vom Kontext. Wenn ich obige Fragen also stelle, so geht es mir um eben jene Kontexte und die Möglichkeit, auf diese zu reflektieren und in diese verändernd einzugreifen. Nach den Bedeutungen und Interventionsweisen von „Maskulinitäten“ in hierarchisierte Geschlechter- und Begehrensrelationen zu fragen, heißt demnach, „Maskulinitäten“ als Artikulationsweisen, als subkulturelle Codes, als gelebte Konzepte oder sozio-diskursive Konstruktionen in konkreten sozio-historischen Kontexten zu verstehen. Insofern diese Kontexte sich als Macht- und Herrschaftsverhältnisse gestalten, werden sie von queer-feministischen Bewegungen als Terrain ihrer politischen Aktivitäten angesehen. Aus dieser Perspektive greift es zu kurz, lediglich eine

² Es wird nicht zu übersehen sein, daß dieser Artikel weitaus informierter über Lesbisches als über Transgender zu sprechen weiß, was sich, so sei gestanden, maßgeblich aus meiner eigenen Geschichte ergibt. Ich hoffe, daß sich *ftms* vorwiegend unter- und nicht primär fehlrepräsentiert finden. Der Grund, warum es mir trotzdem angemessen scheint, lesbische und transgender Maskulinitäten hier unter der gleichen Überschrift zu verhandeln, liegt (abgesehen davon, daß beide eine Intervention in hegemoniale Maskulinität darstellen) darin, daß zwischen beiden eher Überlappungszonen denn eine klare definierbare Grenze liegen, und mich insbesondere Formen interessieren, die sich keiner Kategorie widerspruchsfrei zuordnen lassen.

³ Als Beispiele solcher Generalisierungen oder Moralisierungen seien hier Raymond, Janice: *The Transsexual Empire: The Making of the She-Male*, Boston 1979 und Hausman, Bernice: *Changing Sex. Transsexualism, Technology, and the Idea of Gender*, Durham 1995 genannt, die, bei aller fundamentalen Unterschiedlichkeit ihrer Ansätze, Transsexualität/Transgender ausschließlich als Folgeerscheinungen (patriarchaler) der Medizintechnologie ansehen.

Bestandsaufnahme (sub-)kulturell zirkulierender nicht-normativer Geschlechter vorzunehmen oder ein vorgeblich neutrales Archiv historisch oder aktuell relevanter Formen der *female masculinity* anzulegen.⁴ Zwar kann es nicht darum gehen, Selbstverständnisse, Identitäten, Lebens- und Empfindungsweisen einzelner Menschen oder sozialer Gruppen zu kommentieren oder gar zu beurteilen und damit erneut, normative, moralisierende oder zensorische Netze auszuwerfen. Es unterläuft aber auch das Anliegen gesellschaftspolitischer Veränderung, individuelle Praktiken und Lebensformen jenseits ihrer Bedingtheit und Wirksamkeit innerhalb sozialer Macht und Herrschaft zu denken.

Warum „Maskulinität“?

Eine gewisse Skepsis ist bereits der Begriffswahl „Maskulinität“ entgegenzubringen: Tituliere ich damit nicht Phänomene in gängigen Geschlechterrastern, für die ich besser einen neuen Namen erfinden sollte, weil sie weitaus vielschichtiger sind als dieses Label nahelegt? Schreibe ich damit die Geschlechterbinarität erneut fest und verstärke eine Haltung, die grundsätzlich alles, komme was wolle, in Bezug auf die zwei etablierten Kategorien zu interpretieren weiß? Sollte ich mich nicht stattdessen der Herausforderung stellen, über Mehr- und Uneindeutigkeiten zu sprechen? Und nicht zuletzt: inwiefern trägt eine Fokussierung von Maskulinität zu einer Marginalisierung von Femininität bei? Allerdings ist diese Begrifflichkeit auch nicht allein auf meinem Mist gewachsen, und diesem Artikel geht es nicht zuletzt auch darum, respektvoll mit dem umzugehen, was Menschen für sich als Selbstbezeichnung oder Beschreibung ihres Selbst- und Weltbezuges wählen.⁵ Versuche ich also, die Problematik anders zu formulieren: Bei der Frage wie subkulturelle Maskulinitäten als Interventionen in die hierarchische Geschlechterordnung, in die Ökonomie des Begehrens und die sozialen Bedingungen körperlicher Existenz zu verstehen sind, wollen zwei unterschiedliche queer-feministische Strategien bedacht sein. Während einerseits auf eine *Aneignung und Umarbeitung* bestehender Kate-

⁴ Vgl. Halberstam, Judith: Transgender Butch. Butch/FTM Border Wars and the Masculine Continuum, in: *GLQ* (4.2) 1998, 303; dies.: *Female Masculinity*, Durham 1998.

⁵ So schließe ich mich Jacob Hale an, daß – bei aller Skepsis gegenüber dem individualistischen Ideal des selbstbestimmten Individuums – Selbstbezeichnungen das einzig haltbare Kriterium für die Zuordnung zu einer Gruppe, Kategorie oder Identität sind. Alle Versuche, Begrifflichkeiten vorzugeben, Kriterienkataloge oder Definitionen festzulegen oder Zuschreibungen anderer vorzunehmen, sind anfechtbar, normativ und bevormundend – und rufen die Frage auf, wer sich Definitionsmacht über wen herausnimmt. Vgl. Hale, Jacob: Consuming the Living, Dis(re)membering the Dead in the Butch/FTM Borderlands, in: *GLQ* (4.2) 1998.

gorien, kultureller Vorstellungen und Praktiken, also deren Resignifizierbarkeit, gesetzt wird, tritt andererseits ein Drang zur *Veruneindeutigung* von Kategorien hervor, der die Ausschlüsse und Exzesse bestehender Kategorien zum Ausgangspunkt nimmt und versucht, Artikulationsweisen und Vokabulare zu erfinden, die Ambiguitäten und Unabschließbarkeiten sprechbar machen.⁶

Es erscheint naheliegend, den Auftritt der Maskulinitäten unter der Strategie „Aneignung und Umarbeitung vorhandener Kategorien“ zu fassen. In dem Maße jedoch, in dem die Umarbeitung die rigiden Grenzen und die Dauerhaftigkeit der Geschlechtszuordnung in Frage stellt, kann auch eine „Veruneindeutigung der Kategorien“ diagnostiziert werden – allerdings ohne, daß ein Begriffsfeld entstünde, das die binäre Relationalität von Maskulinität und Femininität anfechten würde. Zweifellos geraten die beiden Strategien in Widerspruch zueinander, insofern es Anliegen der Veruneindeutigung ist, die Geschlechterbinarität zu unterlaufen. Daß die Strategien einander widersprechen und sich doch nicht ausschließen, sondern Überlappungen produzieren, hängt damit zusammen, daß zunehmend fragwürdig geworden ist, wo und wie unumgänglich sich die vielbeschworene Binarität konstituiert. Die Geschlechtskörper (*Sex*) stellen keine fixe, vorgeblich eindeutige Größe mehr dar, die den Kategorien als definitive Referenz dienen könnte. Die Verweise auf ihr sozio-historisches Gewordensein und ihr Werden als semiotisch-materielle Prozesse lassen die verabsolutierte Zuordnung zu einem zweier Geschlechter als Effekte gezielter Ignoranz oder Zwangsmaßnahmen erscheinen. Zugleich erklärt ein Wissen um die Veränderbarkeit der Körper innerhalb gesellschaftlicher Machtverhältnisse die Möglichkeit, daß und an welchen Körpern sich Maskulinität einfindet oder entwickelt zur offenen Frage. Die automatische Kopplung zwischen Körper und Geschlecht wird unterbrochen – was nicht heißt, daß sich Vergeschlechtlichungen nicht als Körper(ung) manifestieren. Maskulinität vollzieht sich in dem hier gemeinten Sinne nicht einfach als *Gender*, sondern auch als *Sex*. Doch dazu später.

Grenzen der Aneignung – und es lauert die Gewalt

Auch wenn eine gewisse Skepsis bezüglich der Fortschreibung der Geschlechterbinarität bleibt, ist die Idee einer Aneignung und Umarbeitung von Maskulinität durchaus bestechend – und zwar genau aufgrund der sozial privilegierten

⁶ Hiermit will ich weder nahelegen, daß dies die einzigen Strategien sind noch eine Dichotomie forcieren, sondern das Feld erweitern gegenüber der Alternative: *Auflösung* versus *Vervielfältigung* von Geschlechterkategorien, die lange Zeit als einzige Antwort auf eine Denaturalisierung der Zweigeschlechtlichkeit denkbar schien. Exemplarisch: *Feministische Studien* 11. Jg. 2/1993.

Position, die daran geknüpft ist. Noch bestechender klingt eine Vision der Ent-eignung: nicht respektlos, vielmehr ganz im Sinne des Gemeinwohls nehmen, was vorenthalten werden soll. Eine angemessene Strategie, zumal dann, wenn es den bisherigen Statthaltern dieser Bastion nicht gelingt, eine Umarbeitung von Maskulinität vorzunehmen, die z. B. mit deren Gewalt- und Unterwerfungsaspekten bricht. So ist es durchaus vielversprechend, sich vorzustellen was passiert, wenn es dank lesbischer und transgener Praktiken neue Angebote von Maskulinität auf dem Markt der Geschlechter und des Begehrens gibt. Abgesehen davon aber, daß es auch sonst eine Reihe guter Gründe gibt, Anspruch auf die Privilegien zu erheben, ist eher fragwürdig, ob es gelingen kann diese zu nutzen, um Formen von Maskulinität zu erfinden, die hegemonialen Normen widersprechen. Die Schwierigkeit besteht darin, daß die Umarbeitung allzu leicht als ein Scheitern der Maskulinität erscheint und sich der Lächerlichkeit preisgibt. Der Grat, auf dem es möglich ist, auf *passing* zu verzichten und erkennbar zu lassen, daß eine Aneignung stattgefunden hat, ist schmal genug. Was heißt es, zusätzlich auch noch das Wagnis eines Kampfes um die geheiligten Normen der Männlichkeit einzugehen?⁷

Zweifellos bleibt also Umsicht geboten, damit die Vision einer Aneignung und Umarbeitung nicht selbstbestimmter klingt als viele konkrete sozio-historische Situationen dies zulassen. Immer noch erfahren FrauenLesben diffamierende und entwertende Zuschreibungen von Maskulinität – sei es bezogen auf Verhaltensweisen, bestimmte Merkmale oder die Gesamtheit ihrer Person. Diese sind nicht nur verletzend, sondern kommen mehr oder weniger offen gewaltsam daher, so daß es zynisch wäre zu empfehlen, die Diffamierung doch einfach positiv umzuwerten oder Maskulinität offensiv und selbstbewußt einzusetzen. Am Beispiel von *queer* ist verschiedentlich gezeigt worden, daß eine solche Umwertung vormals entwürdigender Zuschreibungen gelingen kann, doch ist dies ein Resultat kollektiver Bemühungen und subkulturellen Einfallsreichtum, und kann nicht der Schlagfertigkeit oder Souveränität Einzelner aufgebürdet werden. Denn umzugehen ist in diesen Fällen mit gesellschaftlichen Strukturmomenten, die die subjektiv erlebte Verletzung als Teil sozio-historischer Differenzierungs- und Hierarchisierungsprozesse verstehbar machen.

⁷ Mit welch brutaler, aber auch alltäglicher sozialer Gewalt die Normen der Maskulinität durchgesetzt und Grenzverletzungen geahndet werden, sowie die „Spielräume“, abweichende Formen der Maskulinität zu leben, solange diese nicht mit einem weiblichen Körper assoziiert werden, verdeutlichen die beiden Filme, die (dokumentarisch und als Spielfilm) den Mord an Brandon Teena/Teena Brandon (Nebraska 1993) bearbeiten: *The Brandon Teena Story* (USA 1997; R: Susan Musaka; Greta Olafsdottir); *Boy's Don't Cry* (USA 1999; R: Kimberly Pierce); vgl. hierzu: Wiese, Doro: *Consuming the Living, Consuming the Dead*, in: Stadtmagazin HH19, Feb. 2000.

Judith Butler erklärt die Verletzungsmacht solcher Anschuldigungen damit, daß die Subjektwerdung in modernen heteronormativen Gesellschaften auf der Verwerfung zweier Gestalten: des verweiblichten Schwulen und der maskulinen Lesbe beruht, die als Symbole der drohenden Gefahr sozialen Ausschlusses und psychischer Unlebbbarkeit fungieren.⁸ Im Wertehorizont einer heteronormativen Gesellschaftsordnung bedeutet der an eine Frau oder Lesbe gerichtete Vorwurf der Maskulinität einen direkten Angriff auf deren Subjektstatus.

Die Zuweisung von oder der Ausschluß aus Geschlechterkategorien sowie eine militarisierte Grenzkontrolle stellen entscheidende Mechanismen zur Aufrechterhaltung binär-hierarchischer, heteronormativer Geschlechterverhältnisse dar. Inwiefern sich diese mit einer ganzen Palette gesellschaftlicher Sanktionen und Diskriminierungen verbinden, die bei Verletzung der binären Geschlechtererwartungen drohen, verdeutlicht Jacob Hale bezogen auf *ftm*-Transgendern:

„Unsere trans Körper und Subjektivitäten sind oft fragil, häufig Angriffen ausgesetzt. Diese Angriffe decken eine Spannbreite von Formen ab, einschließlich Mord, Vergewaltigung, Körperverletzung, Inhaftierung, Arbeitslosigkeit, beruflichem Abstieg, informeller und legaler Formen der Mobilitätsbeschränkung, Belästigung, Verspottung, Unsichtbarkeit, Verweigerung von Existenzgrundlagen, Normalisierung durch (Fehl-)Repräsentationen, die unsere kategorialen Überschreitungen löschen, psychiatrische Regulierung, Pathologisierung und Drohungen, denjenigen den Zugang zu medizinischen Technologien zu verweigern, die ihre eigenen Überschreitungen nicht selbst zensieren oder wenigstens in Lügen kleiden.“⁹

Diese Auflistung verdeutlicht, daß es definitiv kein Spiel, im Sinne freier Wahl und folgenloser Unverbindlichkeit ist, wenn Frauen, Lesben oder Transgendern mit Maskulinitäten experimentieren. Dennoch gibt es darin individuelle und kollektive Handlungsspielräume, die auszuloten vielleicht gerade angesichts des Gewaltpotentials, das mit Überschreitungen und Uneindeutigkeiten verbunden ist, gefordert scheint.

Diesseits und jenseits des Umschlagspunktes – Maskulinität in lesbischen Subkulturen

Betrachtet eine/r die Inszenierungen von Maskulinität in lesbischen Kontexten und fragt, welche Bedeutung ihnen heute zukommt und warum sie sich einer erheblichen Beliebtheit erfreuen, so lassen sich zwei miteinander verflochtene

⁸ Vgl. Butler, Judith: *Körper von Gewicht. Die diskursiven Grenzen des Geschlechts*, aus dem Amerikanischen von Karin Wördemann, Berlin 1995, S. 141–144.

⁹ Hale a. a. O., S. 332 (Übers.a.e.).

Dimensionen in den Blick nehmen. Zum einen geht es bei maskulinisierten Geschlechterpraktiken um ein sich Erarbeiten von Positionen im Feld einer rigide binären – und hierarchischen – Geschlechterordnung, zum anderen um Ausdrucksformen und Praktiken des Begehrens. Was die Begehrenspraktiken betrifft, so leuchtet Teresa de Lauretis' Argument, daß „Maskulinität“ eines der machtvollsten kulturellen Zeichen einer aktiven Sexualität und des Begehrens für Frauen ist, unmittelbar ein. Maskulinität beinhaltet das Versprechen, den Status eines sexuellen Subjekts zu erlangen.¹⁰ Lauretis legt aber auch nahe, daß die lesbische Aneignung von Maskulinität als Zeichen aktiven Begehrens nur parallel zu einer Loslösung der Femininität vom Objektstatus und ihrer Wandlung zu einer gleichsam aktiven Position stattfinden kann. Hinsichtlich der „Arbeit an der Geschlechterordnung“ scheint sich mir die Popularisierung maskuliner Formen in eine Traditionslinie lesbischer Strategien einzufügen, die darüber gekennzeichnet ist, mit dem (leider lediglich zwei-)geschlechtlichen kulturellen Material kreativ umzugehen. Ein entscheidendes Moment war und ist hierbei ein Experimentieren mit dem Umschlagspunkt: wieviel und was an männlich Codiertem läßt sich in Existenzweisen von FrauenLesben einarbeiten, ohne das Schreckgespenst der „Vermännlichung“ aufzurufen. Androgyne Inszenierungen wie sie in den 70ern/80ern eine stärkere Präsenz hatten, bräuchten demgemäß nicht als Verzicht auf eine Ökonomie des Begehrens oder als Versuch des Überwindens oder Kaschierens von Geschlechterdifferenz interpretiert werden. Sie können auch als Versuch anerkannt werden, durch die Integration maskuliner Codes auszuprobieren, wie weit sich kulturelle Weiblichkeitskonzepte und sozial lebbare Formen des Frau-Seins dehnen lassen, so daß Selbstverständnisse und Lebenskonzepte darin Platz finden, die nicht in den Idealen heterosexueller, familienfixierter Unterordnung aufgehen.

Die Strategie der Aneignung und Umarbeitung von Weiblichkeit hat sich in mindestens zweierlei Hinsicht als problematisch erwiesen: Zum einen ist allen Lesben die kollektive Norm aufgezwungen worden, sich in irgendeiner Form mit dem „Frau-Sein“ zu arrangieren oder gar anzufreunden. Zwar gehört es zum feministischen Grundwissen, daß auch ein Selbstverhältnis als Frau – teilweise mühsam und unter Gewaltbedingungen – angeeignet werden muß, und daß sich die wenigstens MädchenFrauenLesben dort bruch- oder kampflos einfinden. Doch war dies lange Zeit kein Grund, sich nicht selber als Hüterinnen dieser Norm aufzuspielen. Zum anderen hat sich herausgestellt, daß die Umarbeitung von Weiblichkeitskonzepten – die verständlicherweise maßgeblich

¹⁰ Vgl. Lauretis, Teresa de: *The Practice of Love. Lesbian Sexuality and Perverse Desire*, Bloomington/Indianapolis 1994, S. 264.

auf eine Abwendung von Normen sexueller Verfügbarkeit bedacht waren – mit einer Desexualisierung einhergingen. Im Rahmen einer Geschlechterordnung, in der der Status eines sexuellen Subjekts als männlich markiert ist, eröffnet die Absage an den Status eines sexuellen Objekts keineswegs automatisch Raum für eine aktive, selbstbestimmte Sexualität von Frauen. Angesichts dieser Schwierigkeiten, kann das heutige Revival von *butch/femme* Konstellationen, die Inszenierungen von Maskulinität, sei es *part-time* oder *full-time*, sei es die Inanspruchnahme modischer, technologischer, medizinischer Ressourcen als Antwort auf die Grenzen einer Strategie der Umarbeitung von Weiblichkeit verstanden werden. Es wird Abschied genommen von der Verabsolutierung eines imaginären Frauenkörpers, dessen Einheitlichkeit aufgebrochen und der nicht mehr bereitwillig als Norm akzeptiert wird. Wenn stattdessen die Strategie der Aneignung und Umarbeitung von Männlichkeit zum tragen kommt, ließe sich dies als Versuch bezeichnen, den vorhin beschworenen Umschlagpunkt von der anderen Seite aus zu betrachten – nicht nur, aber insbesondere dann, wenn hiermit die Herstellung einer kohärenten Gestalt mit dem Potential des *passing* oder Entscheidung für eine *ftm*-Transgender-Existenz verbunden ist. Ein Wagnis, das vermutlich erst dann möglich wird, wenn es (sub)kulturelle Kontexte gibt, wo dies nicht mit dem Verlust sozialer Intelligibilität verbunden ist, und wenn Geschlecht nicht mehr als Ausdruck einer tiefen, schicksalhaften Identität, sondern als Produkt sozialer und performativer Praxen gilt.

Trotzdem scheint die Inszenierung von Maskulinität in lesbischen Subkulturen momentan hauptsächlich unter dem Aspekt einer – oft privatistisch verengten – Begehrendynamik betrachtet zu werden. Demgegenüber versucht Gayle Rubin seit langem, das Ineinandergreifen von Geschlecht und Sexualität als sozialen Feldern der Regulierung und Hierarchisierung zusammenzudenken. Während sie angesichts heterosexistischer Ignoranz innerhalb feministischer Kontexte dafür eingetreten ist, Sexualität als eigenständige Analyseachse zu entwickeln¹¹, macht sie sich angesichts der zunehmenden Priorisierung von Sexualität und Begehren dafür stark, Geschlecht als eine entscheidende Dimension lesbischer Existenzweisen im Blick zu behalten.

„Merkwürdigerweise verbleiben Fragen der Geschlechtervariabilität, entgegen ihrer Verbreitung [innerhalb lesbischer Communities, ae], außerhalb des Fokus lesbischer Denkweisen, Analysen und Begrifflichkeiten. Die Kompliziertheiten lesbischer Gender werden nur unzureichend und selten thematisiert. *Butch* ist einer der wenigen

¹¹ Rubin, Gayle: *Thinking Sex: Notes for a Radical Theory of the Politics of Sexuality*, in: Carol S. Vance (Hg.): *Pleasure and Danger: Exploring Female Sexuality*, Boston 1984.

aktuell verfügbaren Begriffe, um maskuline Geschlechterpräferenzen unter Lesben auszudrücken oder aufzuzeigen – und trägt damit eine schwere, völlig undifferenzierte Last.“¹²

So schreibt Gayle Rubin in dem hier zitierten Text *Of Catamites and Kings*, in dem sie der LeserIn in nahezu poetischer Weise über sechs Seiten das Bedeutungsfeld von *butch* als einer lesbischen Genderkategorie in all ihren Verschiedenheiten und Widersprüchen eröffnet – ein Plädoyer für die Offenheit und Veränderbarkeit jeglicher Kategorien, eine Zurückweisung zensorischer Ausschlüsse und normativer Anmaßungen und vor allem ein Argument für das Potential, innerhalb von *butch*- und *ftm*-Kontexten die verfügbaren Codes der Maskulinität aufzugreifen und umzuarbeiten, die Bedeutung und Relevanz von Maskulinität zu verändern.

Es gibt nicht einfach *den Körper*!

Zweifellos sehen sich viele Lesben augenblicklich eher *queeren* oder *lesbischswulen* denn feministischen Kontexten verbunden. Es ist jedoch kurzsichtig, hieraus den Schluß zu ziehen, lesbische Existenzweisen definierten sich primär über sexuelle Orientierung oder Begehrensrelationen und nicht immer auch über eine Intervention in die hierarchische Geschlechterordnung. Eine Argumentation, die behauptet Lesben und Schwule teilten – in Form von Heterosexismus und Homophobie – die gleichen Unterdrückungserfahrungen, macht genau dann keinen Sinn mehr, wenn anerkannt wird, daß Homosexualität traditionell als Verfehlung „normaler“ Geschlechtsentwicklung angesehen wird, daß sie als gleichgeschlechtliches Begehren nur im Rekurs auf Geschlecht zu bestimmen ist, bzw. daß sie als Abgrenzungsfigur zur Heterosexualität zur Herstellung binär vereindeutigter, kohärenter Geschlechter: „richtiger“ Frauen und „richtiger“ Männer, dient. Die Verwerfung lesbischer oder schwuler Sexualitäten erfolgt in dem Maße, in dem sie nicht in die phallozentrische Begehrendynamik zu integrieren sind, welche von Frauen die Identifizierung mit dem Status des begehrten Objekts und von Männern die Identifizierung mit dem Status des begehrenden Subjekts fordert. Wenn dies die Vorgabe der hegemonialen Ordnung ist, stellt sich das Problem phallozentrischer Dominanz als ein strukturierendes

¹² Rubin, Gayle: *Of Catamites and Kings: Reflections on Butch, Gender, and Boundaries*, in: Joan Nestle (Hg.): *The Persistent Desire. A Femme-Butch-Reader*, Boston 1992, S. 468 (Übers. a.e.).

Moment der Begehrendynamiken wie auch der rigiden Geschlechterbinarität für alle *queeren* Existenzweisen und Politiken.

Diese Frage der Dominanz ist insofern neu zu bedenken, als die Maskulinität, der sie qua phallozentrischer Logik zugeordnet ist, augenblicklich eine Bedeutungsverschiebung erfährt. In so manchen politischen, subkulturellen und wissenschaftlichen Kontexten wird die Auffassung anerkannt, daß Maskulinität nicht mit Notwendigkeit an bestimmten Körpern klebt oder umgekehrt, andere Körper zwangsläufig davon ausgeschlossen seien. Dies läßt sich nicht monokausal mit den sich entwickelnden medizinisch-technologischen Möglichkeiten des Geschlechtswechsels bzw. der Veränderbarkeit des Geschlechtskörpers zu erklären. Vielmehr greift eine Komplexität von Diskursen und Praktiken ineinander, die den Körper als eine eindeutige, fixe Faktizität fragwürdig gemacht haben: die Historisierung der zweigeschlechtlichen Klassifizierung der Körper¹³; die Analyse der Zwangsmechanismen, mittels derer rigide Zweigeschlechtlichkeit gesellschaftlich hergestellt wird¹⁴; die Forderung, intersexuelle Körper wahrzunehmen als welche, die nicht in der entweder/oder-Logik aufgehen¹⁵; der politische Kampf gegen Pathologisierung und Kriminalisierung sogenannter devianter Geschlechter und Sexualitäten – und nicht zuletzt die Öffentlichkeit von Lesben und *ftm*-Transgendern, die für sich eine maskuline Subjektivität – und das heißt auch, einen maskulinen Körper (*embodiment*) in Anspruch nehmen.¹⁶

Es gibt nicht einfach *den* Körper – es gibt das Körpergeschlecht, das bei der Geburt erstmalig und im Laufe des Lebens immer wieder (formal, institutionell, diskursiv) zugeschrieben wird; es gibt ein subjektives geschlechtliches Körperempfinden, das sich im Laufe der Zeit verändert; es gibt die Wahrnehmung des Körpers durch andere, mittels derer immer wieder Geschlechtlichkeit zugeordnet wird; es gibt eine habituelle oder situative Expressivität; es gibt eine Körpergeschichte verschiedenster psychischer und physischer Erfahrungen – und all dies knüpft sich an, verknüpft sich mit und konstituiert somatische und physiologische Prozesse. Auf all diesen Ebenen kann sich Maskulinität mani-

¹³ Vgl. u. a. Laqueur, Thomas: *Making Sex. Body and Gender from the Greeks to Freud*, Harvard 1990; Schäffner, Wolfgang/Vogl, Joseph (Hg.): *Herculine Barbin. Michel Foucault. Über Hermaphroditismus*, Frankfurt/M. 1998.

¹⁴ Vgl. u. a. Butler a. a. O.; Burke, Phyllis: *Gender Shock: Exploding the Myths of Male & Female*, New York 1996.

¹⁵ Vgl. u. a. Chase, Cheryl: *Hermaphrodites with Attitudes: Mapping the Emergence of Intersex Political Activism*, in: *GLQ* (4.2) 1998; Kessler, Suzanne: *Lessons from the Intersexed*, New Brunswick 1998.

¹⁶ Vgl. u. a. *GLQ* a. a. O., Feinberg, Leslie: *Träume in den erwachenden Morgen*, Berlin 1996; dies.: *Transgender Warriors: Making History from Joan of Arc to RuPaul*, Boston 1996.

festieren, kann eine Kohärenz oder können Widersprüche entstehen. All dies müßte in seiner Verflochtenheit gemeint sein, wenn wir den Körper als Bezugswelt der Geschlechtlichkeit aufrufen. Angesichts dieser Komplexität wird klar, daß es keineswegs arbiträr ist, wenn wir von einem männlichen oder weiblichen Körper, von der Maskulinität oder Femininität eines Körpers reden. Dennoch läßt sich keine notwendige Bedingung herausheben, die für eine solche Zuordnung erfüllt sein müßte, d.h. die zur Definition herangezogen werden könnte. Maskulinität ergibt sich konkret für eine Person oder eine Situation als ein spezifisches Zusammenspiel verschiedener Faktoren.

Jacob Hale schlägt dementsprechend vor, alle diese unterschiedlichen Faktoren als Merkmale im Sinne von Wittgensteins Konzept der Familienähnlichkeiten zu verstehen: Demgemäß läßt sich die Bedeutung einer Kategorie nicht darüber definieren, daß ein bestimmtes (Set von) Merkmal(en) unbedingt gegeben sein müßte. Vielmehr finden sich bestimmte Merkmale bei einigen Mitgliedern der Kategorie, aber mitnichten bei allen, und teilweise auch außerhalb der jeweiligen Kategorie. Andere Merkmale schaffen wiederum zwischen anderen Gruppenmitgliedern Ähnlichkeiten, während sich weitere Merkmale bei anderen Teilgruppen finden. Je nachdem, wieviele Merkmale berücksichtigt werden, entstehen komplexe, keineswegs lineare Überlappungen. Hales Schlußfolgerung: „... in der Konsequenz ergibt sich, daß Grenzen zwischen Kategorien ausgefranst und unklar sind. Grenzen zwischen Geschlechterkategorien sind dann nicht Linien, sondern Zonen der Überlappung.“¹⁷

Auf diesem Hintergrund erscheint es allerdings zunehmend fragwürdig, wenn welche unter dem Banner einer anatomischen oder hormonellen Gewißheit, die sich im Rückgriff auf Natur, gesunden Menschenverstand, ungebrochene Selbstverständlichkeit oder schlicht Dreistigkeit begründet, ein Monopol der Maskulinität für sich reklamieren. Dieses Monopol wird durch das Auftreten unterschiedlicher maskuliner Körper(ungen) angefochten, die dank lesbischer und transgender Subkulturen sozial lebbar werden. Während einige dieser Praktiken oder Existenzweisen über den Vorteil einer – interaktiv nutzbaren, halbwegs bruchlosen – (Selbst-) Bezeichnung verfügen, etwas beispielsweise als *Drag King*-Inszenierung benannt werden kann oder jemand sich selbst als *Stone Butch* versteht, verdichten sich in einigen dieser maskulinen Existenzweisen die Überlappungen und Widersprüche unterschiedlicher Praktiken, Körpermerkmale und Selbstverständnisse, ohne daß ein Name diese Komplexität vereinheitlichen würde. Den gesellschaftlichen Raum bevölkern, um nur einige Beispiele zu nennen, Lesben (und andere Frauen), die ihren Körper mittels

¹⁷ Hale a. a. O., S. 323 (Übers. a.e.).

Testosteron und operativen Eingriffen verändern, ohne sich deshalb als transsexuell zu bezeichnen oder ein Selbstverständnis als Lesbe/Frau aufzugeben; es finden sich *ftm*-Transsexuelle, die sich weiterhin über ihre lesbische Geschichte und die Eingebundenheit in lesbische Kontexte verstehen oder *ftm*-Transgenders, deren Ziel nicht *passing* oder eine vollständige Transformation zum Mann ist, sondern der Wunsch, ein maskulines Selbst- und Körperverständnis zu leben, daß möglicherweise nur wenige oder gar keine der zugänglichen medizinischen Technologien benötigt. Gerade weil sich hier diverse (Identitäts-) Kategorien überlappen, ist es nicht angemessen bzw. nur mittels grober Ausblendungen möglich, diese Existenzweisen entlang scheinbar klar umgrenzter Kategorien Mann, Frau, homo, hetero, transsex oder transgender etc. zu klassifizieren. Hales Anliegen ist, der sozialen und diskursiven Verwerfung der, so sein Begriff, GrenzzonenbewohnerInnen (*border zone denizens*) entgegenzutreten, ohne die Norm fixer Identitätskategorien zu forcieren, aber auch ohne den Wunsch nach stabiler Verortung zu entwerfen.

„Solche GrenzzonenbewohnerInnen können Menschen sein, die versuchen, sich dauerhafte Grenzzonenexistenzen zu schmieden, oder es können Menschen sein, die entschlossen nach einer solideren Verortung streben, aber deren Versuche, Existenzweisen zu konstruieren, die in ihrer eigenen Haut lebbar sind, behindert werden, wenn ständig von allen Seiten an ihnen gezerrt wird.“¹⁸

Butch/ftm-Grenzkämpfe

Maskuline Existenzweisen geraten zum einen in Schwierigkeiten mit denjenigen, die innerhalb einer rigiden hierarchischen und heterosexualisierten Zweigeschlechter-Ordnung das Privileg Mann für sich in Anspruch nehmen oder sich als GrenzwächterInnen dieser Ordnung aufspielen. Daß hiermit keine freundlichen Schaukämpfe auf der Spielwiese gemeint sind, sondern Auseinandersetzungen, die allzu oft tödlich enden, belegen die diversen Angriffe auf und Morde an *ftm*-Transgenders in den USA der letzten Jahre.¹⁹ Zum anderen kommt es zu – auf ihre Art ebenfalls dramatischen – Grenzkämpfen zwischen *butches* und *ftms*. Sie drehen sich um den Zugang zu Veranstaltungen und Räumen, um die Bedingungen von Freundschaften und Koalitionen, warum welche

¹⁸ Hale a. a. O., S. 319 (Übers. a.e.).

¹⁹ Eine Auflistung der gewaltsamen Angriffe in den USA findet sich in Wilchins, Riki Anne: *Read my Lips. Sexual Subversion and the End of Gender*, Ithaca, NY 1997, S. 201–221.

Formen von Maskulinität wo genehm sind und wer „legitimen“ Anspruch auf sie erheben darf. Hier zunächst Judith Halberstams etwas ironische, aber sehr inspirierende Beobachtung: „Die Grenzkämpfe zwischen transgender butches und ftms scheinen auf der – von allen Seiten geteilten – Annahme zu beruhen, Maskulinität sei eine begrenzte Ressource, nur für wenige verfügbar und in ständiger Abnahme begriffen.“²⁰ Die beliebtesten Anschuldigungen in diesen Grenzkämpfen sind folgende: Lesben werfen den *ftms* vor, Verräter zu sein und zum Feind überzulaufen; *ftms* unterstellen den *butches*, ein nettes Spiel zu betreiben und Maskulinität nach Lust und Laune an- oder abzulegen; *butches* sagen von *ftms*, sie seien einer biologistischen Anatomie-Gläubigkeit verfallen; *ftms* empfehlen *butches* ihre transphobe Angst zu überwinden und endlich zu ihrer *ftm*-Identität zu finden.

Interessant ist, daß diese Argumente zugleich rhetorische Abgrenzungsversuche wie auch Vereinnahmungstendenzen sind: Sie beinhalten neben dem Versuch, die eigene Besonderheit zu behaupten auch die Botschaft: „eigentlich gehört ihr doch zu uns“. Diese Vereinnahmungsgeste zeigt sich gerne auch im Umgang mit historischen und öffentlichen Figuren, die von den verschiedenen Fraktionen der queeren Bewegungen als „die ihren“ – je nachdem wer spricht, als Lesben, als Transsexuelle, als *Gender Outlaws*, als Intersexen – reklamiert werden. Hale bezeichnet diese politischen Funktionalisierungen, die er anhand der Äußerungen rund um den Mord an Brandon Teena (1993 in Nebraska) analysiert, polemisch als nekrophagen Verzehr des Fleisches der Toten – und empfiehlt stattdessen, so der Titel seines Aufsatzes: *Consuming the Living*. Eine in ihrer zweideutigen Assoziation von Streit und Lust durchaus verlockende Idee! Zugleich sind die Kämpfe um Zugehörigkeiten innerhalb und zwischen den Kategorien *butch* und *ftm* dadurch gekennzeichnet, daß um die Formen maskuliner Körper(ungen) und Praktiken dahingehend gestritten wird, wie „real“ oder wie „ernsthaft“ sie sind, und nicht zuletzt, wie sie sich im Verhältnis zum phallischen Ideal und seinen möglichen oder vorgeblichen Materialisierungen in Form von Dildos oder Phalloplastiken positionieren.

Angesichts der Spannung zwischen Abgrenzung und Vereinnahmung stellt sich im Hinblick auf Koalitionen und solidarische Praxen – ohne die Umarbeitungen von Maskulinität und Veränderungen der binär-hierarchischen Geschlechterordnung kaum gelingen werden – die Frage, was es hieße, Differenzen anzuerkennen und auf Vereinnahmungen, Ausgrenzungen und Hierarchisierungen

²⁰ Halberstam, a. a. O. (GLQ), S. 287 (Übers. a.e.). Jacob Hale bedient sich einer ähnlichen Metapher: „masculinity as a scarce commodity“ a. a. O., S. 327 – ich verdanke den beiden die Inspiration für den Titel dieses Textes!

gen zu verzichten. Einerseits gilt es Vorteile einzugestehen, die lesbischen Communities aufgrund einer Geschichte gemeinsamer Diskurse und Praktiken zukommt. Dank dieser verfügen sie über eine vergleichsweise hohe Definitions- und Ausgrenzungsmacht gegenüber *ftms*, die sich erst langsam kollektive Strukturen, Sprechpositionen oder gar öffentliche Orte erkämpfen – und zunächst aus lesbischen genauso wie aus *male-to-female*-Transgender Kontexten herausfallen. Andererseits erwächst individuelle und kollektive Verantwortung daraus, daß maskuline Existenzweisen in die Diskurse und sozialen Konstruktionen phallischer Dominanz und maskuliner Privilegien eingewoben werden – sei es über Zuschreibungen, über die Teilhabe an einem juridisch-medizinischen System oder eigene Praktiken. Und nicht zuletzt stellt sich die Herausforderung, Begehrensrelationen und sexuelle Lüste und Praktiken zu gestalten. Was angesichts einer weit verbreiteten *women only*-Ideologie und Raumgestaltung in den Lesbenszenen die Frage aufwirft, wie mit maskulinen Subjektivitäten und Körpern umgegangen wird, die innerhalb lesbischer Communities sichtbar werden, begehren und begehrt werden wollen. Was im Grunde keine ganz neue Herausforderung sein sollte, insofern lesbische Selbstverständnisse – seien sie *butch* genannt oder nicht – des häufigeren mit Dis-Identifizierungen von Frau-Sein oder Weiblichkeit einhergehen, die *women only* -Konstruktion also sowieso zweifelhaft ist.

An dieser Stelle heißt es Hales These noch einmal aufzugreifen, daß Geschlechterkategorien keine glatten Grenzlinien haben, sondern Zonen der Überlappung sind, in denen Vieldeutigkeiten zum Tragen kommen. Die Grenzkämpfe produzieren den Eindruck, *ftm* und *butch* seien homogene Kategorien, und fordern, es müsse gelingen, klare Zuordnungen zu leisten. Wie Judith Halberstam zeigt, entkommen wir dieser illusorischen Vorstellung auch dann nicht, wenn wir auf ein Kontinuumsmodell a la „*androgyny – soft butch – butch – stone butch \\\ transgender butch – ftm*“ ausweichen: denn ein solches konstruiert erstens *butch* als ein Frühstadium der Transsexualität, suggeriert zweitens ein Endstadium „vollständiger“ Transformation und bedarf drittens klarer Kriterien, entlang derer sich das Kontinuum entfaltet.²¹

Hale spielt die Suche nach Kriterien probeweise entlang von *masculine subjectivity* und *male reemodiment* durch, nur um festzustellen, daß immer wieder Überlappungen, Widersprüche und Ambiguitäten entstehen, wenn versucht wird, *butches* und *ftms* ob ihrer Relationen zu diesen Kriterien zu unterscheiden.

²¹ Vgl. Halberstam a. a. O., S. 293–95.

„Maskuline Subjektivität kann nicht einfach auf eine Selbstidentifizierung als Mann reduziert werden, denn nicht alle ftms identifizieren sich selber in einfacher, unproblematischer Weise als Mann. [...] Darüber hinaus ist maskuline Subjektivität von Personen, die bei der Geburt als weiblich markiert worden sind, kein exklusives Vorrecht von ftms. Viele butches teilen dieses Charakteristikum mit uns.“²²

Hinsichtlich des Anliegens, einen maskulinen Körper zu erlangen (*male reembodyment*), ein Wunsch, der als entscheidendes Kriterium hinsichtlich der juristisch-medikalisierten Anerkennung von Transsexualität gilt und entsprechend diskursiv und technologisch reguliert ist, schreibt Hale:

„Aus so verschiedenen Gründen wie unterschiedlicher Wünsche bezüglich unserer physischen Gestalt, dem Gesundheitszustand, finanzieller Ressourcen und der Bewertung aktueller operativer Möglichkeiten leben viele ftms in Körperformen, die zwischen typischen nichttranssexuellen männlichen Körperungen (*male embodiments*) und typischen nichttranssexuellen weiblichen Körperungen liegen oder qualitativ verschieden von beidem sind. Einige butches wiederum nehmen für sich die gleichen Technologien zur Körpertransformation (*reembodyment technologies*), einschließlich Testosteron, Brustamputationen und -rekonstruktionen, Entfernung der Gebärmutter und der Eierstöcke, Bodybuilding und genitale Veränderungen durch Piercing in Anspruch.“²³

Angesichts der Unmöglichkeit eindeutiger Abgrenzungen oder kontextüberschreitender Definitionen kommt Hale zu der Schlußfolgerung, den Überlappungszonen geschlechtlicher Kategorien ein hohes Maß an Eigenständigkeit und Eigenwertigkeit zuzugestehen und plädiert dafür, Geschlechterambiguitäten aufrecht zu erhalten statt sie zu vereindeutigen. Das allerdings heißt, diskursive und soziale Leerstellen in Kauf zu nehmen und mit der Drohung zu leben, die Raster sozialer Verstehbarkeit zu verlieren – auch was die eigene Identität betrifft. Nichtsdestotrotz sind diese der Sprechbarkeit weitgehend entzogenen Zonen für ihn belebbar und belebt – ein freundlicher Seitenhieb gegen Judith Butler, die in dramatischer Rhetorik hier den Verlust sozialer Intelligibilität, das Terrain nichtlebbarer Körper, drohende Psychose und Tod heraufbeschwört.²⁴ Für Hale hingegen entstehen für die GrenzzonenbewohnerInnen sogar Subjektpositionen, denn die Delokalisierungen, die den bestehenden Kategorien entkommen, fänden sich nichtsdestotrotz in deren Überlappungszonen und erführen darüber eine relative Lokalisierung.

²² Hale a. a. O., S. 323 (Übers. a.e.).

²³ Hale a. a. O., S. 322 (Übers. a.e.).

²⁴ Vgl. Butler a. a. O., S. 22/23.

„Unsere Delokalisierungen versehen uns mit Subjektpositionen. Das klingt paradox, aber das ist es nicht, denn Delokalisierung ist nicht absolute Abwesenheit von Lokalität. ... unsere Delokalisierung konstituiert sich durch unsere Verortungen in den sich überlappenden Grenzbereichen vielfältiger Geschlechterkategorien ...“²⁵

Über diese Lokalisierungen möglichst spezifisch zu sprechen, sei das, was den GrenzzonenbewohnerInnen überhaupt eine Sprache verschaffe. Kleinerer Haken: „Solch ausschweifende, detaillierte Spezifizierungen stellen nicht gerade das diskursive Material für eine unbeschränkte Teilhabe am sozialen Leben bereit ...“ (ebd.). Nichtsdestotrotz eröffnet dieses Plädoyer für Geschlechterambiguitäten – dem der Spagat zwischen Bedrohlichkeit und Optimismus unweigerlich innewohnt – die Möglichkeit, lesbische und transgender Maskulinitäten zugleich als *Aneignungen und Umarbeitungen* von Maskulinität wie auch als *Veruneindeutigung* bestehender Kategorien zu verstehen. Sie werden sichtbar als Interventionen in hegemoniale Geschlechterverhältnisse, denen das Potential innewohnt, hierarchische Anordnungen und phallische Dominanz, kategoriale Fixierungen ebenso wie normative Ein- und Ausgrenzungen anzufechten – ohne daß eine/r jedoch aus der Verantwortung entlassen würde, dieses Potential – in mühseliger Kleinarbeit oder lustvoller Ausgelassenheit – auch tatsächlich zu realisieren.

²⁵ Hale a. a. O., S. 336 (Übers. a.e.).